
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 203 Bydgoszcz / Bromberg, 5. September 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Im „Universale-Haus“ warten Marion und ihr Vater auf uns.

Sie haben bereits den Tod des Natas erfahren.

„Endsieg!“ sagt Harder ernst. „Endsieg German Mays, des Herrn des zündenden Blitzes. Sergis Natas, der Herr des brennenden Öles, ist von seinem eigenen Element rebellisch gefressen worden.“

„Sind wir des Endsieges sicher?“ entgegnet Willy finster. „Können wir nun außer Sorge sein? Natas hat uns bedroht und seine Drohung widerrufen!“

„Weißt du, was das heißt, Fred?“ klagt Marion erschrocken.

„Ja.“

„Das heißt“, ergänzt Willy, „Sergis Natas hat bereits gehandelt! Seine Rache überdauert sein Leben, bricht noch nach seinem Tod über uns herein!“

Marion blickt verstört:

„Und nicht zu wissen, von wo sie kommt, Fred!“

„Ist der Wachdienst in unserem Haus verläßlich, Viktor?“

Er ist verstärkt, wie noch nie!“

Die Stunde des Weltunterganges.

Jetzt soll die Erde durch den Kometen rasen.

Wir beobachten im Tonlichtradio, was uns die Zentrale in raschem Wechsel an Bildausschnitten aus der ganzen Welt zeigt:

Wartende Menschenmassen, sich auf den Straßen stauend, Neugierige, Spötter, Angsterfüllte, Neger, Chinesen, Eskimos, Astronomen, Physiker bei der Spektralanalyse, Nachtbilder von der im Schatten liegenden Hemispäre.

Leider ist überall der Ausblick zum Firmament durch Wolken verhüllt.

Aber nichts geschieht!

Entweder geht die Erde gar nicht durch den Kometen — oder die dünnen Gase, aus denen er besteht, sind unschädlich und in unserer Atmosphäre unwahrnehmbar.

Fast unmittelbar darauf eine zweite erlösende Nachricht:

Friede!

Alle angeblichen Kriegsvorbereitungen Asiens sind wirklich als ein riesiges, verbrecherisches Börsenmanöver entlarvt, beispiellos in seiner raschen Vorbereitung, unerhört in der Organisation und in der Raffiniertheit der Unterschiebungen und Fälschungen. Selbst Diplomaten sind darin verwickelt.

Der Urheber, Vetterave, ein — gewesener — Freund des Natas, ist bereits in Haft genommen und wird einige Jahre in Haft sein! Jedoch man hört, seine Freude, daß er sich mit seinem Einfall wieder saniert habe, sei größer als sein Mißmut wegen der ihm bevorstehenden Strafe.

Viktor winkt mir unter der Tür.

Ich eile zu ihm.

Aber schon hat es Marion bemerkt. Sie, ihr Vater und Willy folgen mir.

„Viktor, was ist?“

„Dechiritbomben! Drei Dechiritbomben gefunden! Im „Universale-Haus“ versteckt! Chemische Zeitzündung!“

„Dechirit“, sagt Harder ruhig, „nicht übel! Es hat die allergrößte Sprengkraft, entfacht unlöschbare Brände und entwickelt zugleich mörderisches Giftgas. Natas macht ganze Arbeit, auch noch nach seinem Tode! Jetzt wissen wir wenigstens, was er gewollt hat! Nun sind wir die Sorge wegen seiner Rache los!“

„Hoffen wir, daß das alles ist!“

Willy blickt mich bedeutungsvoll und finster an.

„Ich ahne, wie sie hereingekommen sind!“

Ich verstehe ihn.

Er denkt an Diana.

„Wir werden es bald wissen, Willy ... Marion, ich bitte dich, flieh! Verlaß unser Haus! Vielleicht lauert darin noch an mancher Stelle der Tod! Vielleicht ist dieses die Ahnung gewesen, die dich bedrückt hat?“

Marion antwortet ernst, mit seltsamer Betonung:

„Nein, Fred! Das war es nicht!“

Willy kommt mir zu Hilfe:

„Herr Harder, Fräulein Marion! Hier ist ein Ort der Gefahren!“

„Fred!“ Marion blickt mich merkwürdig traurig an. „Komm mit uns!“

„Wir müssen bleiben, Marion! Wir müssen unser Haus retten!“

„Dann bleiben auch wir“, seufzt Marion.

Sieht sie ein, daß meine Pflicht allem vorgeht?

Oder — denkt sie nur an jene andere? Gleich mir?

Ich eile zu Diana.

Sie soll gestehen!

„Diana!“

„Fred, endlich! ... Was hast du? ... Wie siehst du mich an?“

„Dechiritbomben, Diana! ... Wie kommen sie in unser Haus? ... Ich weiß — Natas hat sie gesendet ... Aber wie kommen sie herein? ... Wie? ... Diana! ...“

Fassungslos starrt sie mich an.

„Du fragst mich? ... Fred! Du fragst mich?“

Plötzlich flammt in mir wie ein Blitz eine Erkenntnis: Mein Verdacht ist sinnlos!

„Fort, Diana! Schnell, wenn dir dein Leben lieb ist!“

„Du glaubst, Fred ... ich habe gegen dich ...? Und für Natas! ... Wieder glaubst du es! ... Wo doch Natas meine Mutter getötet hat!“

Ihre Augen verschleiern sich wie die einer Sterbenden.

„Diana, schnell!“

„Fred, rette dich!“

Tränen rinnen über ihre blassen Wangen.

Da — bricht sie zusammen.

Ich suche sie zu stützen, bette ihr süßes Haupt auf meine Knie.

Oh dieses schöne Haupt! Ich kann keinen Blick von ihren traurigen Augen wenden, von den zarten Dornen ihrer gesenkten Wimpern, von dieser Stirn, der ich so viele Leiden bereitet habe.

Ein schmerzendes Glück durchzuckt mich.

Jäh erfasse ich alles:

Die hier vor mir liegt, dauert mich — die hier vor mir liegt, liebe ich!

In diesem Augenblick beginnt meine tragische Schuld.

In mir ist Klarheit über mich selber:

Ich liebe auch Diana!

Und Marion?

Kann ein Mann zwei Frauen lieben? Gleich lieben — oder verschieden lieben?

Darf ein Mann zwei Frauen lieben?

Viktor stürzt herein.

„Fort!"

German Mays Stimme kreischt:

„Ich! Ich! Mit meinen Apparaten hat man das Zeug eingeschmuggelt! Ich kurzsichtiger Narr!"

„Fred!" sagt Marions Stimme leise an der Tür.

Oh — sie hat gesehen, wie ich Dianas Haar gestreichelt habe, ihre Wangen, ihre Stirn! — Wie ich ihre Hände liebkost habe! — Welches Leid habe ich jetzt auch über Marion gebracht!

„Marion!"

Wo ist Marion?

Eine furchtbare Detonation!

Marions Vater rennt vor der offenen Tür vorbei,

„Marion," höre ich ihn schluchzen, „arme Marion!"

Feuerschein, Geprassel.

„Ich habe Marion getötet!" sage ich traurig, über Diana gebeugt.

Sie hat die schönen Augen geöffnet, blickt mich schmerzlich an, flüstert:

„Oh, Fred! Wir dürfen uns nie angehören!"

Epilog.

Ich stürze dem Feuer entgegen, man ruft mir zu:

„Marion ist gerettet!"

Wir haben Diana nicht mehr gesehen.

Explosion, Brand und Giftgas sind siegreich bekämpft, schon rast die Arbeit im „Universale-Haus" im Sturmtempo weiter.

Ein Brief Dianas zittert in Marions Hand:

„Ich darf euer Glück nicht stören. Lebet wohl! Ich will versuchen, mir noch einmal ein Lebensziel zu setzen — ein edleres als das frühere — vielleicht in der Pflege armer Kinder — oder Kranker. Seid glücklich und gedenket manchmal eurer Diana!"

„Edle Diana!" sagt Marion. „Wirst du sie je vergessen können, Fred?"

„Ich werde sie nicht vergessen können, Marion! Ich werde nie vergessen können, daß sie unserer tragischen Verkettung mit zarter, liebevoller Hand die einzig mögliche Lösung gegeben hat. Aber ich werde das, was sie mir gab, mit heißem Dank behüten: Dich! Ich werde wieder nur dich lieben, so wie ich auch vordem nur dich geliebt habe. Diana hat meine Sinne erobert, du hast immer mein Herz besessen!"

Marions Lippen brennen auf den meinen. Sie lächelt unter Tränen.

„Und doch," flüstert sie, „auch Diana hätte mehr verdient! Auch sie hätte dein Herz verdient! Aber ich bin glücklich, daß es mir allein geblieben ist."

*

Rekordrennen der neuen May-Maschinen in der großen Olympia-Bahn, die für Schnelligkeitsversuche speziell konstruiert ist.

Eine Million Zuschauer!

Das Rennen wird im Tonlicht in die ganze Welt gesendet.

Ein Lichtsignal am Start, das Schauspiel beginnt.

Ein Flugzeug in irrsinnigem Tempo — ein Rennwagen wie eine langgestreckte Riesengranate — ein gleichsam aus der Kanone geschossenes Motorrad!

Nirgends ein Motorgeräusch!

Lautsprecher verkünden die erzielten Zeiten — die neuen Weltrekorde!

Brausender Jubel der Menschenwogen bei immer noch steigenden Ziffern der Sekundenmeter:

„Dreihundert!"

„Dreihundertdreißig!"

„Dreihundertfünfzig!"

„Schneller als der Schall!" ruft Willy.

Geheul, Getöse, Gedonner des Enthusiasmus!

German Mays Tribüne wird von begeisterten Massen gestürmt, der kleine Greis wird von Männern auf die Schultern gehoben, im Triumph durch die brüllende Menge getragen.

„Tausenddreihundert Kilometer pro Stunde!" gellen die Lautsprecher. „Kauft Anteile auf May-Werke!"

Wieder ist deutscher Erfindergeist führend vor die Welt getreten.

*

Schon in der nächsten Stunde zeigen sich in allen Kontinenten in ununterbrochenem Drängen die Folgen von German Mays neuestem Erfolg: Es regnet Kaufaufträge und Beteiligungen. Willy referiert mir begeistert von German May:

„Ein Fabelmensch! Ein Gehirn! Und eine Arbeitsmaschine! Die ganzen Nächte ohne Schlaf! Erfinder, Organisator, Kaufmann, Kämpfer, Sieger und Wohltäter!"

Auf den Straßen irrsinnige Schreie:

„German May! Großer Sieg des German May!"

Schon hat sich der Menschheit ein neuer Paroxismus bemächtigt, das Spekulationsfieber in May-Werken. Vergessen sind die Selbstmorde der schwarzen Börsentage, die Toten des Olaftheaters, der Gaskatastrophe, man beachtet kaum noch die jüngste Schreckenssensation, den Untergang eines Riesenluftschiffes des Transozeanverkehrs an diesem Morgen, die ganze Welt will May-Aktien, will Anteilscheine, will Shares. Man hört von einer förmlichen Panik unter den Chefs und Direktoren in einzelnen Ländern, da dort die Angestellten bis hinab zum letzten Boy Vorschüsse verlangen, mit Streik drohen, nur um rechtzeitig möglichst viel Kapital unter der Devise German May anlegen zu können.

Und jetzt braust etwas über uns herein, braust über Deutschland, stürzt von überall heran:

Geld! Geld! Geld!

Noch gestern schien es versiegt, vom Erdboden verschluckt, heute bricht es in Bächen hervor, in Strömen, überschwemmt uns, unsere Bureaus, unsere Office-Buildings in allen Kontinenten.

Unsere Kassierer können die Arbeit nicht mehr bewältigen.

Alles Geld der Welt rollt plötzlich einem neuen Idol zu:

German May, dessen Bild die Blätter seitengroß bringen.

Es wirkt in seiner grenzenlosen, bizarren Häßlichkeit wie das Bildnis eines unheimlichen Götzen, wie der grausame Anblick eines Fetisches, der denen Glück bringt, die zu ihm beten.

Aber es ist kein grausamer Fetisch, denn unter dem Bild stehen Worte, die aus einer gütigen Seele kommen:

„Es soll keinen reuen, der mit uns arbeitet! Wir schaffen nicht für uns, sondern für euch, für Volk und Menschheit! Gewinn für jeden, der Hand anlegt, Helfer und Arbeiter ist, mit den Muskeln oder mit dem Geist!"

*

Frühstück am Hochzeitsmorgen auf unserem Dachgarten, unter Palmen, auf die kein Saprophytenregen mehr herniedertauen wird.

German May führt Marion und mich mit geheimnisvollem Lächeln seitwärts zum Startplatz. Dort glitzert blankes Metallgestänge in der Sonne.

Er schüttelt uns die Hände, kichert:

„Mein bescheidenes Hochzeitsgeschenk! Das Neueste: Ein elektrisches May-Flugzeug mit mitgeführtem Reiseauto, natürlich auch elektrische May-Type." Und zärtlich fügt die hohe, liebe Greisenstimme hinzu: „Zur Fahrt in eine bessere Zukunft — im sportlichen Tempo unserer Zeit!"

— Ende —

Die Leute vom Strom.

Skizze von J. Hufschmied.

Während die junge Baptista so dastand, in der Morgenfrühe, am Ufer des großen Stromes, und die Wäsche in dem klaren Wasser spülte, das in funkelnden Tropfen von den Stoffen floß, sah sie öfters als sonst nach Süden, von wo das breite reißende Gewässer kam. Sie bebte ein wenig in dem frischen Wind, der mit der Sonne zugleich hergekommen war, sie von Osten und er von Norden. Nach Norden, wußte Baptista, ging der Strom hin, durch das immer breiter werdende Tal, bis in die Ebene, die große ewige Ebene des Meeres.

Er floß und floß, unaufhörlich, Tag und Nacht, Sommer und Winter, jahrelang, jahrhundertelang — jahrtausendelang, sagte man. Baptista versuchte, sich das vorzustellen, aber es gelang ihr nicht.

In der Biegung oberhalb ward ein Schiff sichtbar, ein Lastkahn, wahrscheinlich mit Holz beladen, der die ewige Unrast des Stromes ausnutzte, um ebenfalls in die große Ebene zu gelangen. Es kamen viele solcher Kähne von Süden her, dennoch sah das Mädchen ihm gespannt entgegen. Das Wasser stand niedrig, würde der Kahn an der Sandbank vorbeikommen?

Er kam nicht vorbei, schon saß er fest. Baptista ging näher, sie freute sich in aller Unschuld. Nun gab es ein bißchen Gesellschaft, der Hof lag sehr einsam.

Auf dem Deck fluchte der Schiffer, einer seiner Leute half ihm dabei. Ein zweiter machte allerhand Anstrengungen mit einer langen Stange, es hatte aber keinen Zweck, da sprang er in das seichte Wasser und watete an Land.

„Vorsicht!" rief Baptista. Der Mann stutzte, dann sah er den mächtigen Strudel dicht vor sich, hier hörte die Sandbank auf. Der Mann umging geschickt den Strudel, kam ans Ufer, lachte und sagte:

„Du hast mir das Leben gerettet."

Das Mädchen lachte auch und schüttelte den Kopf. Er fragte: „Du gehörst dort auf den Hof?" Sie nickte nur.

„Sind Mannsleut dort, die helfen könnten, den Kahn von der Bank zu schleppen?" fragte er wieder.

„Es ist nur der Vater da", erwiderte sie, „aber der ist alt."

„Und du bist noch so jung", versetzte er unwillkürlich.

„Zwanzig."

„Ganze fünf Jahre jünger als ich."

„Kommst du vom Gletscher?" fragte sie und sah ihn aufmerksam an, „wie heißt du?" — „Lukas", erwiderte er, „welchen Gletscher meinst du?"

„Den, aus dem der Strom kommt." — „Kennst du ihn?" Nein, sie kannte ihn nicht, sie hatte nur durch den Großvater von ihm gehört. „Der Großvater kam vom Gletscher", sagte sie und lachte ein wenig, „auch mit dem Holzkahn. Und dann blieb er hier."

„Nein, ich komme nicht gerade vom Gletscher", antwortete er, „wenn auch da aus der Nähe. Aber bleiben kann ich nicht, ich muß zum Meer."

Sie wollte sagen: „Das mußte der Großvater auch", unterließ es aber. Zusammen gingen sie dem Hof zu, obwohl dort ja nur ein einziger alter Mann war, der dem Kahn nichts nützen konnte.

„Und dann nahm der Großvater die Großmutter", sagte Lukas und lachte.

Sie blieb ernst. „Ja", sagte sie, „und es war ein Glück, daß der Strom ihn schickte. Großmutters Eltern waren gerade gestorben, an einer Seuche, die auch den Strom herabgekommen war — es kommt so vieles herab mit dem Wasser, weißt du. Großmutter war noch sehr jung, und da war ein Bursche, ein sehr schlechter Bursche, ja, es war ein Glück, daß der Strom ihr half."

Der Mann sah sie ein wenig betroffen an. „Wie du sprichst!" sagte er, „nun, hoffentlich wurden sie wenigstens glücklich!"

„Ich glaub' schon. Nur, daß die beiden ersten Buben ertranken, kurz hintereinander. Der Strom gibt, der Strom nimmt."

Lukas wandte den Blick nicht von ihr. Klar und schön stand das reine Profil des Mädchens gegen den Hintergrund von Himmel und Wasser.

„Ich will aber zum Meer", sagte er unvermittelt.

„Ja", erwiderte sie voll tiefer und unbewußter Weisheit, „alle wollen zum Meer!" —

Alle wollen zum Meer, aber wieviel erreichen es? Lukas war nicht unter ihnen. Er blieb auf dem Hof, bis steigendes Wasser das Boot flott machte, und dann stellte er zur Weiterfahrt einen Ersatzmann. Er selbst heiratete Baptista und wurde Bauer und Fischer, wie alle am Strom.

Es wurde eine glückliche Ehe, alles ging gut. Freilich nahm der Strom im ersten Jahr, hoch anschwellend, den Stall mit. Aber dann kam der Bub, Tobias, und drei Jahre später das Mädchen Johanna.

Als Tobias vier Jahre alt war, erzählte Lukas ihm vom Meer, das er nie gesehen hatte. Er erzählte so wunderbar, daß Tobias stürmisch danach verlangte, dies gewaltige Meer zu sehen.

„Später", sagte Lukas hastig und etwas unruhig, denn Baptista kam.

Tobias ging geradeswegs auf die Mutter zu. „Wenn ich groß bin, gehe ich ans Meer!" verkündete er.

„Wenn du groß bist, bekommst du den Hof", sagte Baptista.

Die Lösung für dieses Problems fand Tobias erst mehrere Jahre später. „Johanna kann den Hof haben", sagte er.

Er schwamm wie ein Fisch, baute sich Boote, und wenn Lukas zuweilen am Strom stand und ziellos ins Weite blickte, drängte er sich an ihn und fragte: „Denkst du ans Meer, Vater?"

Lukas antwortete nicht. Dachte er ans Meer, wo er hingewollt hatte, oder an das Gebirge, von dem er gekommen war?

Baptista weinte oft, wenn der Bub vom Meer sprach.

„Ist das verwunderlich?" fragte Lukas. „Wollte ich nicht auch dahin?"

„Aber du bist hiergeblieben", erwiderte sie, „und bist du nicht glücklich geworden? Tobias wird auch hierbleiben."

„Erbteil ist Erbteil, man redet es nicht fort."

„Erbteil? Gut, soll er ins Gebirge, das ist sein Erbteil. Was geht euch das Meer an?"

Lukas fragte den Knaben: „Möchtest du nicht dahin, wo der Strom herkommt?" und schilderte ihm das Flammen der Gletscher im Morgenlicht, die Tore aus funkelndem Eis und die Regenbogenfarben der Kristalle. Tobias hörte zu, dann sagte er: „Ich möchte dahin, wo der Strom hingeht."

„Niemand will zu seinem Ursprung zurück", dachte der Vater.

Als Tobias sechzehn Jahre war, fuhr er eines Nachts heimlich mit einem vorbeikommenden Lastkahn mit.

„Er kommt ja wieder!" tröstete Lukas die fassungslose Frau. Hatte er etwa von der Abfahrt gewußt? „Der Weg zum Meer ist ja nicht ewig!"

Aber Tobias nahm im Hafen Heuer auf einem Dampfer, der weiter fuhr, in ferne Länder. Er habe großes Glück gehabt, schrieb er, daß er solchen Posten bekommen habe, obwohl er noch nichts Rechtes verstehe. Und in zwei Jahren sei er daheim.

Was nützte es nun, daß der Strom in diesem Jahr soviel Fische lieferte, daß man sie gar nicht bergen konnte? Mochte er doch seine Fische behalten und den Sohn zurückgeben, den er verführt und geraubt hatte! — —

Die alte Baptista steht in der Morgenfrühe am Ufer des Stromes und spült Wäsche, um Johanna zu helfen, die jetzt Bäuerin und Fischersfrau auf dem Hof ist und drei Kinder hat. Sie zittert ein wenig, ist es, weil der Wind kühl weht, oder weil er aus jener Weite herkommt, in die der Strom geht und in die Tobias ging, um ebensowenig wiederzukommen, wie das Wasser wiederkommt, das hinabfließt? Die alte Baptista schaut stromauf und stromab.

denkt sie an den Sohn oder an Lukas, der nun schon lange auf dem kleinen Friedhof liegt, eine Viertelstunde stromab? Vielleicht denkt sie überhaupt gar nichts Besonderes, sondern nur daran, daß die Strömung nicht die Netze zerreißen möge, die man ausgelegt hat. Sie ist heute besonders reißend, im Hochgebirge hat die Schneeschmelze eingesetzt.

Ihre Enkelin kommt gelaufen, in der kleinen Faust hält sie einen ganz wunderbar bunten Stein, ein wahres Kleinod, und ist sehr glücklich.

„Der gute Strom!" sagt sie, „gerade vor die Füße hat er es mir geworfen!" — „Ja, der gute Strom!" wiederholt die alte Baptista, und ohne daß sie es selbst weiß, gehen ihre Blicke stromauf bis zur Sandbank, über die vor vielen Jahren Lukas stieg, ihr und dem Land entgegen.

Unter guten Augen.

Skizze von Walter Siemes.

Seit vier Wochen bin ich nun hier in der Dreherei, und heute soll erstmals ein Akkordlohn festgesetzt werden. Kein Wunder, daß man ein wenig aufgeregt ist. Einerseits läßt der Meister sich nichts vormachen — ich muß immer zu ihm hinüberäugen, wie er da, die Brille auf der Nase, hinter dem Pult hockt, genau wie unser alter Klassenlehrer. Anderseits, wenn ich mich gar zu sehr anstrenge, und zu kurze Zeiten mache, komme ich nachher nicht rund. Man braucht ja nicht gerade zu bremsen, wie es manche tun; doch muß man sich auch hüten, alles herauszuholen. Die Arbeitszeit für vielleicht zehn Spindeln wird jetzt gestoppt werden; 2000 aber soll ich abdrehen. Nun, wir werden schon sehen.

Richtig, da kommt er schon angelatscht, schnurstracks auf meine Bank. „Das fahren wir aber mit einem größeren Gang!" ruft er durch den Fabriklärm und schaltet um. Da haben wir's schon. „Der Stahl verbrennt!" rufe ich zurück. — „Ach was", meint er, „du mußt nur ordentlich kühlen!" Er dreht den Kran des milchweißen Kühlwassers weiter auf, und dann wird gemessen. 2,62 Minuten kommen heraus. Ist gar nicht schlecht, wie mir scheint.

Das zweite Mal werden's 2,84. Das läßt man sich noch eher gefallen. Die dritte wird eingespannt, doch nun gibt's eine Störung. Von allen Maschinen gucken die Männer auf und äugen nach dem Mittelgang. Es ist, als wenn plötzlich aus wolkenschwerem Himmel die Sonne hervorlugte. Über alle Gesichter huscht ein kleines Leuchten. Die neue Sekretärin des Betriebsleiters schwebt durch die Bude. Sanftes, Lichtes, Reines durch unsere Welt der stählernen und eisernen Dinge, Stille und Liebreiz durch den summenden, hämmernden, polternden Lärm der Arbeitsschlacht. Magda heißt sie, das hat sich schon rundgesprochen. Blütenweiß ist ihr Schutzmantel, aus dem Ausschnitt lugt himmelblau das Kleid. Und ihr junges, frisches Gesicht kann auch wohl ältere Herzen unruhig machen.

Donnerwetter, sie hält ja gerade auf meine Bank zu; will offenbar zum Meister. Zum Teufel auch, ich fühle, wie ich rot werde. So ein Blödsinn! Wenn man siebzehn Jahre alt ist und gerade von der Schulbank kommt, hat man sich doch noch ein wenig in der Gewalt.

Sie hat eine Liste da, die sie nun dem Meister reicht und mit ihm durchspricht. Zwar muß sie dabei, um den Lärm zu durchdringen, sehr laut werden, doch verstehe ich kein Wort. Nur die glockenhelle Stimme klingt in meinen Ohren, und durch den Geruch von Staufferfett und Gußeisenspänen kommt der gute Duft ihrer Kleider und Haare zu mir her. Das kann einen fast verrückt machen. Sie steht keinen halben Meter von mir weg, ich brauche nur den Arm ausstrecken . . . Inzwischen stoppt der Meister unverdrossen die Zeiten. Ist mir jetzt auf einmal alles gleich. Ganz wurscht und piepe. In meinem Kopf ist ein Taumel, ein wahrer Rausch. Ich merke gar nicht, wie die Arbeit unter meinen Händen fliegt, daß ein Außenstehender wohl glauben mag, es ginge mir um einen Rekord. Nur einmal hebe ich den Blick auf und sehe sie an. Sie bemerkt und erwidert ihn mit großen, ein wenig erstaunten, ein wenig fragenden Augen. Schließlich gehen sie beide; der Meister scheint seine zehn oder zwölf Arbeitszeiten gestoppt zu haben.

Gegen Mittag gehe ich hin und erkundige mich. „Du bist ein sehr geschickter Arbeiter!" sagt er anerkennend. „So gute Zeiten hatte ich nicht erwartet!"

Pech und Schwefel, da haben wir den Salat. Knapp zwei Minuten ist die Durchschnittszeit geworden, knapp zwei Minuten. Und dieses Tempo müßte ich jetzt für 2000 Spindeln durchhalten, soll ich mit meinem Akkord halbwegs zurechtkommen. Wirklich, eine nette Bescherung!

Mit meiner Taschenuhr kontrollierte ich mich nun selbst. Nein, es ist nicht durchzuhalten, einfach unmöglich. Doch, was soll ich machen? Kann ich zum Meister gehen und ihm sagen, das Mädchen sei schuld, die Magda? Weil sie hinter mir gestanden ist und mir zugeschaut hat? Es gäbe ein Gelächter von einem Ende der Bude zum anderen; aller Fabriklärm würde darunter begraben. Von den Antworten, die ich zu erwarten hätte, ganz zu schweigen. Nein, es geht nicht, ich muß die Suppe schon auslöffeln. Also krempele ich die Ärmel meiner blauen Jacke hoch und schaffe wie ein Wilder.

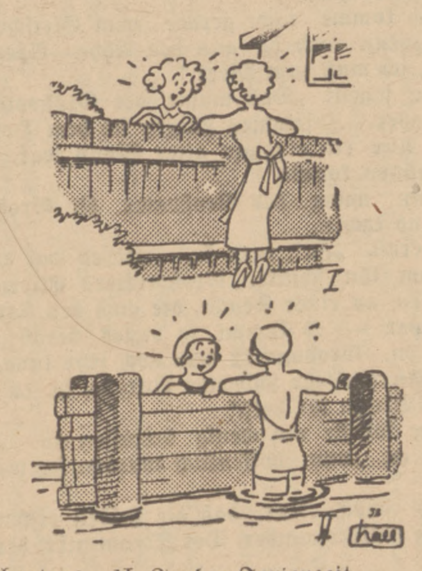
Einige Tage später schwebt Fräulein Magda wieder mal in die Bude. Wahrhaftig, sie steuert wieder auf meine Bank zu, wiewohl weit und breit kein Meister zu sehen ist. Natürlich werde ich wieder rot bis hinter die Ohren. „Sie möchten nachher mal zum Chef kommen"! ruft sie. Dabei legt sie mir leicht die Hand auf den Arm und nickt mir mit frohen Augen zu. Sie nickt mir zu! Jetzt mag meinetwegen beim Chef los sein, was will, ist mir alles gleichgültig.

Eine Stunde später spricht der Chef, während Magda lächelnd hinter ihm steht: „Der Meister hat mir berichtet. Sie machen gute und schnelle Arbeit. Ich will nicht versäumen, das ausdrücklich anzuerkennen. Ihre Zeiten sind hervorragend. Es ist veranlaßt, daß Ihnen ein Akkordzuschlag gewährt wird." Er gibt mir die Hand und klopft mich ermunternd auf die Schulter.

Am Abend aber, als ich aus der Bude komme, steht draußen die Magda und wartet. „Wir haben ja wohl ein Stück denselben Weg", sagt sie und haut ohne Umstände mit mir ab. Oh, es ist eine Lust, siebzehn Jahre alt zu sein!



Manche kommen nicht aus ihrer Haut.



I. Wochentags. II. In der Ferienzeit.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.